

Das Ding mit den Pfeffernüssen

NO2

16.12.89

VON BERNHARD SCHULZ

Wenn die ersten Schneeflocken fallen, erinnere ich mich mit Vergnügen an ein Ereignis, das sich in meinem Elternhaus abgespielt und mit Weihnachtsen zu tun hat. Es handelt sich dabei um einhundert Pfund Pfeffernüsse. Ich schicke voraus, daß mein Vater einer jener Versorger war, die nicht genügend Kraft besitzen, um einer Versuchung zu widerstehen. Die Versuchung bestand in seinem Falle darin, Waren, die ihm durch Offerten angeboten wurden, nicht zu bestellen.

Das Verlockende an diesen Angeboten war der Umstand, daß die Ware erst vier Wochen nach Erhalt bezahlt zu werden brauchte. Wer einmal so dumm gewesen ist, seine Anschrift preiszugeben, der wird bis am Ende seines Lebens mit bunten und sorgfältig aufgesetzten Drucksachen verfolgt.

Wir wohnten auf dem Lande, da, wo es am flachsten ist, hinter dem Mond, wie man bei uns sagt, und waren für die Post eben noch erreichbar. Es gab weit und breit kein Kaufhaus, das es mit den bunten Katalogen hätte aufnehmen können. Hier lag der Grund, warum diese Offerten auf schwache Naturen einen unwiderstehlichen Kaufreiz ausübten.

Mein Vater war ein schwacher Vater, das muß gesagt werden. Mutter war strikt dagegen, Schulden zu machen, deshalb schickte Vater seine Bestellungen heimlich ab. Das Bestellen wurde den Kunden ja so leicht gemacht, sie brauchten nicht einmal eine Briefmarke aufzuleben; denn das Porto bezahlte der Empfänger. Im kleingedruckten Teil der Offerte versicherte die Firma, daß sie bereit sei, die angeforderte Ware nicht ein einziges Mal, sondern auf besonderen Wunsch wöchentlich, ja sogar monatlich zu liefern. Der Kunde mußte also höllisch aufpassen, um nicht in des Teufels Küche zu geraten, aber genau dort landete mein Vater.

Zu seiner Verblüffung wurden ihm wöchentlich acht Pfund Margarine, ein drei Kilo schwerer Tilsiter Käse, ein Eimer Erdbeermarmelade, ein Eimer Heidehonig, ein Kanister Sonnenblumenöl, drei Kisten Zigarren, fünf Pfund Kaffee, unübersehbare Mengen an Tee, Schokolade, Aachener Printen, Haarwasser, Aachener Pasta, Hefe und Soßenbindemittel zugeschickt.

Am meisten wunderten wir uns über das Soßenbindemittel, für das niemand in der Fa-

Dann ereignete sich das Ding mit den Pfeffernüssen. Es war sozusagen der Höhepunkt dieser inflationären Lebensmittelbeschaffung. Eine Nürnberger Lebkuchenfabrik hatte statt der bestellten 5 Kilo Pfeffernüsse 50 Kilo auf den Postweg gebracht. Sie hatten an Vaters eine Null gehängt, einfach so. Sie hatten es versucht, an einen Kunden hinter dem Mond hundert Pfund von ihrem wohlriechenden Backzeugnis loszuwerden. Heute weiß ich, und mein Vater weiß es ebenfalls, daß einhundert Pfund Pfeffernüsse imstande sind, eine achtköpfige Familie auszurotten. Einhundert Pfund Pfeffernüsse bedeuten nicht Frieden auf Erden und unter gar keinen Umständen den Menschen ein Wohlfallen.

O Tellergraus, o Magen-schreck! Was da süß und pfeffrig über uns kam, war das geradezu blödsinnige Gegenteil von Mangel. Es war eine Überschwemmung, eine Feuersbrunst, ein Vulkanausbruch in weihnachtlicher Backware. Es war die rauhe Menge, von der immer schon die Rede ging. Vater stand neben den beiden riesigen Kartons und verkündete mit aufgesetztem Frohsinn: „Wißt ihr was, Kinder? Ihr dürft davon essen, soviel ihr wollt!“

In dieser Minute begann für seine Familie ein viele Monate währendes Leben voller Pfeffernüsse. Zum Frühstück, zum Mittagessen, zum Nachmittagskaffee und zum Abendbrot gab es Pfeffernüsse. Pfeffernüsse in die Milchsuppe und in den Pudding. Pfeffernüsse in den Schulranzen und in den Wanderrucksack. Pfeffernüsse anstelle von Taschengeld für den Weihnachtsbasar und Pfeffernüsse später sogar ins grüne Nest des Osterhasen.

Mutter machte Pfeffernüsse mit Ketchup und mit Quark an, und einmal versuchte sie es mit Tafelsenf. Sie rieb Pfeffernüsse auf der Reibe und trieb Pfeffernüsse durch den Wolf. Kein Mensch auf Erden außer meiner Mutter weiß, daß einhun-

dert Pfund Pfeffernüsse in der Küche schlimmer sind als überhaupt nichts zu kauen. Sie verkochte den Rest zu Hühnerfutter, der Himmel möge ihr die Sünde verzeihen. Sie tat es, und die Eier aus unserem Hühnerstall schmeckten eine Zeitlang nicht wie Eier, sondern wie Pfeffernüsse.

Am meisten wunderten wir uns über das Soßenbindemittel, für das niemand in der Familie Verwendung hatte. „Ich dachte, du könntest es gebrauchen“, stotterte Vater verlegen, und Mutter erwiderte, er solle gefälligst das Denken sein lassen, es käme nichts als Soßenbindemittel dabei heraus.

Für Mutter war es hinterher schwierig, die Lieferanten davon zu überzeugen, daß es jetzt genug sei und daß sie für die kommenden hundert Jahre mit Aachener Printen eingedeckt sei. Sie schrieb regelrechte Bittgesuche, zerknirscht und demütig, und sprach sogar von Konkurs.